

»Was passiert, ist unschweizerisch«

DIE ZEIT: Herr Holenstein, im Februar sagten die Schweizer Ja zur SVP-Initiative, Ende November kommt die Ecopop-Vorlage vors Volk: Wendet sich das Land von der Welt ab?

André Holenstein: Die Kreise, welche diese Initiativen lancieren, vertreten ein Schweizbild, das davon ausgeht, dass es dem Land immer dann am besten ging, wenn es möglichst wenig mit dem Umfeld zu tun hatte.

ZEIT: Ist dieses Denken etwas Neues in der Schweizer Geschichte?

Holenstein: Nein, das liegt in den Genen dieses Landes. Seit dem 15. Jahrhundert schöpft es seine Identität aus einem starken mentalen Abgrenzungsdiskurs. Berühmter Auftakt ist der Gründungsmythos, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entsteht, im Rückblick auf angebliche Ereignisse aus dem Jahr 1307/1308. Er besagt: Die freien Bauern in den Waldstätten wehren sich gegen die Tyrannei der bösen adligen fremden Vögte.

ZEIT: Christoph Blocher hat also recht, wenn er sagt: »Die Geschichte der Schweiz ist eine fortwährende Geschichte des Freiheitskampfes gegen Anfeindungen von außen«?

Holenstein: Das ist ein Teil der Wahrheit. Aber nur ein kleiner, den man nicht für sich stehen lassen kann. Was Christoph Blocher nicht müde wird zu wiederholen, ist die Art, wie das Land seit Jahrhunderten über sich nachdenkt. Es denkt in Abgrenzungskategorien, weil ihm wesentliche Anknüpfungspunkte für die Definition einer nationalen Identität fehlen, die andere europäische Länder haben: Die Schweiz findet ihre Identität weder in der Rasse, der Ethnie oder der Konfession noch in der gemeinsamen Kultur oder in der Unterordnung unter eine monarchische Dynastie. Also muss man nach einer anderen Klammer suchen.

ZEIT: Welchen Aspekt vergisst Blocher denn?

Holenstein: Das, was dieses Land nicht denkt, sondern macht: die Verflechtung mit dem Ausland. Ich sehe im Rückblick keine Situation, in der die Schweiz dezidiert und ohne Not einen isolationistischen Kurs gefahren wäre. Was heute passiert, ist sehr unschweizerisch.

ZEIT: Aber unser Abgrenzungsdiskurs ist im wahrsten Sinn des Wortes in Stein gemeißelt. Auf der Bundeshausfassade lesen wir zwei Jahreszahlen: 1291 und 1848.

Holenstein: Der Bundesstaat von 1848 wird als natürlich-organisches Produkt einer jahrhundertlangen Entwicklung dargestellt. Und mit ihm seine drei zentralen Staatsmaximen: Souveränität, Neutralität, Föderalismus. Von diesem Endergebnis aus konstruierte man eine Genese. Wenn man so vorgeht, schlägt man Schneisen in die Vergangenheit und sucht nach jenen empirischen Zeugnissen, welche die eigene Erzählung bestätigen. Was nicht ins Bild passt, wird ausgeblendet. Das Bundeshaus ist ein fantastisches Denkmal für diese Bundesideologie.

ZEIT: Gehen wir eine dieser Schneisen zurück: Nächstes Jahr feiern wir 500 Jahre Schlacht von Marignano. Der Ursprung der Schweizer Neutralität?

Holenstein: Die vaterländische Geschichtsschreibung wird nicht müde, zu erzählen, nach der Niederlage in Marignano seien die Eidgenossen zur Besinnung gekommen, weil sie sich daran erinnerten, dass ihre Vorväter eigentlich nie außerhalb des eigenen Landes Krieg geführt, sondern nur die eigene Freiheit gegen Angriffe von außen verteidigt hätten. Das Problem ist: 1515 ist nicht das Ende der Verflechtung mit dem Ausland. Von da an vernetzen sich die Kantone mit den europäischen Mächten. Nicht mehr mit einer anarchisch-chaotischen Reisläuferei, sondern auf eine schon fast völkerrechtlich geordnete Art und Weise – mit sogenannten Soldallianzen. Ein Modell, das bis in die Revolutionszeit Ende des 18. Jahrhunderts funktionierte.

ZEIT: Die Soldverträge sind also das Geschäftsmodell der alten Eidgenossenschaft?

Holenstein: Die Söldner waren nur ein Aspekt der Allianzen. Gerade so wichtig war die Sicherheitspolitik: Die Allianzpartner garantierten sich gegenseitig Nicht-Angriff und Unterstützung im Fall eines Angriffs von Dritten. Dazu kamen Zoll- und Handelsprivilegien sowie ab einem bestimmten Zeitpunkt die politische subventionierten Salzlieferungen, die Kantone wie Freiburg in eine enge Abhängigkeit von Frankreich brachten.

ZEIT: Wieso ist gerade Salz so wichtig?

Holenstein: Das Vieh braucht Salz – und vor allem die Käseproduktion verschlingt enorme Mengen. Die Salzvorkommen, die man heute in der Schweiz kennt, entdeckte man erst im 19. Jahrhundert.

ZEIT: Wie kamen die Schweizer auf die Idee, ihre Käsewirtschaft anzukurbeln, mit der man sich doch vom Ausland abhängig machte?

Holenstein: Aufgrund einer Analyse von Marktchancen. Die Bergbauern merkten, dass in ihrem weiteren Umfeld Entwicklungen stattfanden, welche Fleisch und Käse zu interessanten Exportartikeln werden ließen. Gerade in der Inner- schweiz, wo die Umstellung der Landwirtschaft bereits im Spätmittelalter stattfand, kannte man die Verhältnisse in Oberitalien. Krieger aus den Waldstätten waren seit dem 13. Jahrhundert in Solddiensten dort unten präsent, die kannten Mailand.

ZEIT: Viele Alpenbewohner zog es selbst ins Unterland. Was trieb sie dazu?

Holenstein: Sie kannten die Geschäftsbedingungen. Die Bündner zum Beispiel schlossen mit der Republik Venedig im 17. Jahrhundert eine Soldallianz, und darin war auch das Recht verbrieft, in Venedig Geschäfte machen zu dürfen. Es ließen sich sofort Hunderte von Bündnern dort nieder. Und weil der Ausschank von Kaffee noch nicht durch das einheimische zünftische Gewerbe besetzt war, eröffneten die Bündner Kaffeehäuser und boten dazu Konfekt an. Bündner Zuckerbäcker machten später Karriere bis nach Russland.

ZEIT: War diese Migration von Armut getrieben?

Holenstein: Wirtschaftliche Gründe spielten immer eine Rolle, aber das musste nicht unbedingt Armut sein. Das Bild von der Emigration aus der Not ist sehr stark geprägt von einer Idee, dass eigentlich die bäuerliche Sesshaftigkeit das anständige, richtige Leben ist.

ZEIT: Gehen wir eine andere historische Schneise zurück: zur Geburtsstunde der Schweizer Souveränität bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden von 1648.

Holenstein: Die Erzählung will, dass der Basler Bürgermeister Wettstein dem römisch-deutschen Kaiser die rechtlich anerkannte Unabhängigkeit der Schweiz abverhandelte. Ursprünglich hatte Wettstein dieses Ziel aber gar nicht vor Augen. Ihm ging es darum, dass die Basler Kaufleute in Zukunft nicht mehr vor Reichsgerichten behelligt werden sollen. In Münster wurde er

recht schnell vom französischen Gesandten zur Seite genommen, und der flüsterte ihm ein, er solle doch versuchen, die Kantone aus dem Reich herauszulösen. Frankreich erkannte die Chance, die Eidgenossenschaft umso stärker an sich zu binden. Louis XIV. machte denn auch aus dem Land eine Art französisches Protektorat. Die Souveränität der Schweiz war also im Interesse einer anderen Großmacht.

ZEIT: Was machte die Schweiz so attraktiv für die Mächte in der frühen Neuzeit?

Holenstein: Die geopolitische Lage ist absolut entscheidend. In Wales oder in der Bretagne wäre keine Schweiz entstanden. Das Land liegt mitten in Europa, zwischen den großen Blöcken. Und es liegt im zentralen Alpenabschnitt, wo mit dem Großen St. Bernhard, dem Gott- hard und den Bündner Pässen die großen Übergänge zwischen Nord- und Südeuropa liegen. Im 16. und 17. Jahrhundert gehörte die Schweiz zum spanischen Mächtekreis. Und die spanische Monarchie war über halb Europa verteilt – wie aber konnte der spanische König seine Truppen verschieben? In den Soldverträgen mit den Kantonen war das Durchmarschrecht für fremde Truppen ein zentraler Teil. Und wenn man spanische Truppen relativ sicher aus Mailand über den Gotthard nach Flandern und in die Niederlande bringen konnte, weil dort der holländische Befreiungskrieg tobte, machte dies die Schweiz zu einem höchst attraktiven und interessanten Partner. Aber auch zu einem riskanten Player, weil die Großmächte fürchten mussten, über eidgenössisches Gebiet von einer anderen Großmacht angegriffen zu werden.

ZEIT: Wieso aber ließen die Großmächte das Land über Jahrhunderte in Ruhe, bis die französische Armee 1798 in die Eidgenossenschaft einmarschierte?

Holenstein: Man könnte von einer sogenannten *indirect rule* der Großmächte sprechen. Unter den Ratsherren gab es kaum einen, der nicht am Geldtropf von Habsburg, Frankreich, Spanien oder gleich allen zusammen hing. Wenn eine Macht versucht hätte, diesen Raum unter ihre exklusive Kontrolle zu bringen, wäre das für sie mit einem hohen Aufwand verbunden gewesen. Sie hätte das Land mit sehr vielen Truppen besetzen und befestigen müssen. Trotzdem hätte sie keine letzte Sicherheit gehabt. Die Situation änderte sich aber komplett mit dem unerwarteten Sieg der französischen Republik im ersten Koalitionskrieg von 1797.

Seit dem 15. Jahrhundert ist die Schweiz eng mit Europa verflochten. Ein Gespräch mit dem Historiker André Holenstein über verstellte Geschichtsbilder, unternehmerische Bergbauern und die Kunst der Abhängigkeit



André Holenstein

Der 55-Jährige ist Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern

André Holenstein: Mitten in Europa Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte Hier und Jetzt Verlag, Baden 2014; 312 S., Fr. 49.– Erscheint Ende Oktober

ZEIT: Wie reagierte die Schweiz darauf?

Holenstein: Die französische Armee baute seit dem Herbst 1797 einen so mächtigen Druck gegenüber der Eidgenossenschaft auf, dass zwischen Januar und März 1798 die alten Regimes implodierten. Aber an einem bestimmten Punkt sagten die Franzosen: Halt! Denn die Revolutionen in der Schweiz liefen teilweise in Richtungen, die ihnen überhaupt nicht passten. Sie wollten nicht, dass wieder zahlreiche kleine Landsgemeinde-Demokratien entstanden, sie wollten eine repräsentative Demokratie.

ZEIT: Das Vorhaben scheiterte.

Holenstein: 1802 merkte der Erste Konsul Bonaparte, dass die Schweiz mit einem zentralistischen Einheitsstaat nicht zu beruhigen war – letztlich ging es auch ihm wie schon den früheren Königen um die Alpenpässe. Also unternahm er das sensationelle Experiment mit der Consultat. Er zitierte die *Crème de la Crème* der eidgenössischen Politik nach Paris und steckte die Schweizer Spitzenpolitiker für ein paar Monate in ein Verfassungslaboratorium. Der Mediator Bonaparte wurde so etwas wie ein zweiter Gründer der Eidgenossenschaft, weil er den Föderalismus wiederherstellte.

ZEIT: Nach der Neutralität und der Souveränität wurde also auch die dritte Maxime des späteren Bundesstaats der Schweiz von außen aufgedrängt?

Holenstein: Genau. Bonaparte sagte den Schweizern: Ich habe die Verhältnisse in eurem Land studiert, ich weiß, was ihr braucht. Ihr seid so ein komplexer Haufen mit so vielen Unterschieden und so vielen Interessengegensätzen. Für euch funktioniert nur der Föderalismus.

ZEIT: Die Schweiz ist also ein Sonderfall?

Holenstein: Ja. Man muss sich aber auch vergegenwärtigen, dass die Schweizer Republik im 19. Jahrhundert völlig quer stand zu den restaurativen, reaktionären Tendenzen in einem Europa der Monarchien. Zumindest in einigen Kantonen herrschte zudem eine sehr liberale Grundstimmung und Gesellschaftsordnung.

ZEIT: Wieso tut sich dann die moderne Geschichtsschreibung so schwer, diesen Sonderfall zu akzeptieren?

Holenstein: Es sind halt bestimmte politische Strömungen, die auf diesem Sonderfallstatus beharren und sagen: Wir sind anders als die anderen. Dieses Denken bedient isolationistische bis teilweise xenophobe Bestrebungen. Aber auch Strömungen innerhalb des geschichtswissenschaftlichen Diskurses spielen eine Rolle. Einerseits war nach dem Zweiten Weltkrieg die Ablehnung des Sonderfalls eine Reaktion auf die geistige Landesverteidigung. Andererseits wollte man Anschluss kriegen an wichtige Entwicklungen innerhalb der Geschichtswissenschaft. Grundlegende soziale und ökonomische Phänomene, die für die europäische Geschichte wichtig waren, wie die industrielle oder die demografische Revolution, das Problem des Pauerismus, die Arbeiterbewegung, kannte man auch in der Schweiz.

ZEIT: Wie würden Sie selbst den Sonderfall Schweiz definieren?

Holenstein: Die Schweiz ist ein Land, das über die Jahrhunderte hinweg in der Lage war, aus Einsicht in seine begrenzten Möglichkeiten und in seine begrenzte Macht, sich mit dem Umfeld so zu arrangieren, dass es letztlich gleichwohl politisch selbstständig geblieben ist. Die Westschweizer Journalistin Joëlle Kuntz nannte das in ihrem Buch *Le génie de la dépendance*, die Kunst der Abhängigkeit.

ZEIT: Die Schweiz wusste also immer um ihre eigene Verletzlichkeit?

Holenstein: Genau. Und diese Einsicht droht heute verloren zu gehen. Im heutigen europapolitischen Diskurs in der Schweiz gibt es Kreise, die dazu neigen, das Souveränitäts- und Neutralitätsdenken zu verabsolutieren und zu einer zeitlosen Maxime in Bezug auf die Geschichte zu stilisieren. Dadurch gerät die Schweiz in Gefahr, die Macht und die Kräfte des Kleinstaates maßlos zu überschätzen. Mit Argumenten, die auf die Geschichte Rekurs nehmen, wird ein Bild der Schweizer Vergangenheit transportiert, das krass an einem tieferen Verständnis für die *condition d'être* des Landes vorbeight. Dass nämlich der Kleinstaat immer wieder gezwungen war und bleiben wird, Abstriche an seiner Souveränität und Neutralität zu machen, um überhaupt überleben zu können.

ZEIT: Eine solche Einsicht ist unangenehm und kratzt am Stolz eines jeden Hurratrioten.

Holenstein: Stolz ist keine analytische Kategorie, erst recht keine wissenschaftliche. Das ist eine politische Kategorie. Trotzdem: Man könnte auch einen Stolz auf das *génie de la dépendance* entwickeln. Wie ein Land es eben schaffte, immer wieder mit diesen Abhängigkeiten kreativ umzugehen.

Das Gespräch führte: MATTHIAS DAUM

Wer sind wir?

Wie die Schweiz Bilder umdeutet, die sich andere von ihr machen. Ein Auszug aus dem Buch »Mitten in Europa« VON ANDRÉ HOLENSTEIN

Gegenstand (Zeitpunkt der Umwertung)	Negatives Fremdbild	Positives Selbstbild
Die Bauern (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts)	Die nichtadeligen Eidgenossen als meineidige, gottlose Rebellen, die sich gegen ihre natürliche Herrschaft aufgeworfen haben.	Die Eidgenossen als »frume, edle puren«, das heißt als gottesfürchtige, tugendhafte (bescheidene, genügsame) Bauern, die Gott auserwählt hat, um mit ihnen als den Geringen, Schwachen und Verachteten die Mächtigen zunichtezumachen und zu beschämen.
Die Alpen (16. und besonders 18. Jahrhundert)	Ein unwirtlicher, unfruchtbarer, gefährlicher Raum. Eine Wüste von Fels und Eis.	Das nützliche Wasserschloss Europas, wo die großen Ströme entspringen. Ein erhabener Teil der göttlichen Schöpfung. Majestätische Schönheit. Der natürliche Schutzwall eidgenössischer Freiheit.
Die Bewohner der Alpen (16. und besonders 18. Jahrhundert)	Rohe, unzivilisierte, triebhafte, geldgierige, gewalttätige, sodomitische Wesen.	Ein starker, tugendhafter, tapferer, freier, natürlicher Menschenschlag. Der Hirte/Senn als anthropologisches Gegenmodell zum moralisch korruptierten, verweichlichten, zivilisierten Städter, der die höfischen Sitten nachäfft. Die authentische Verkörperung des schweizerischen Nationalcharakters.
Das Kultur- und Geistesleben des Landes	Das Land als kulturelle Wüste ohne Geistesgrößen, Denker, Dichter und Künstler. Ein Land der kulturellen Grobschlächtigkeit und des mangelnden kulturellen Raffinements.	Die Schweiz hat sehr wohl ihre Dichter und Denker. Sie imitiert nicht die künstlerischen und poetischen Regeln der benachbarten Kulturnationen, sondern pflegt eine eigene, ihrer Natur und Geschichte angemessene Sprache.
Die Neutralität (18. bis 19. Jahrhundert)	Das Abseitsstehen als Zeichen der Schwäche und Feigheit, als Unfähigkeit, das Gute und Wahre zu erkennen und das Böse zu bekämpfen. Das Christuswort von den lauen Neutralisten.	Die Option gegen den Krieg als ethisch überlegene Haltung. Die Unparteilichkeit befähigt den Neutralen zur Vermittlung und Friedensstiftung. Der tiefere Grund, weshalb die Schweiz in Europa zur Insel des Friedens wurde.
Der multikulturelle Kleinstaat Schweiz (19. bis 20. Jahrhundert)	Inbegriff schwächerer Bedeutungslosigkeit abseits der eigentlichen Staatenwelt und der Geschichte. »Verschweigerung« als Schmähung des ohnmächtigen Staats, der nur im Schutz der Mächtigen existiert. Fehlende nationale Stärke und Einheit, keine Sprach- und Kulturnation.	Die politische Nation, die aus dem freien Willen freier, kulturell verschiedenartiger Staaten hervorgeht. Das friedliche Zusammenleben der Kulturen und Nationalitäten in einer gemeinsamen staatlichen Ordnung. Die Schweiz als Vermittlerin zwischen den europäischen Kulturen. Die Überlegenheit einer höheren, idealen Staatsidee im Gegensatz zur Idee der gemeinsamen Rasse, Sprache, Kultur, Konfession oder Dynastie.
Staatsform (19. und 20. Jahrhundert)	Die abnorme Föderation kleinster Stadt- und Länderkommunen beziehungsweise -republiken in einem Europa der Monarchien, später der zentralistischen Nationalstaaten. Der liberale Bundesstaat als revolutionärer Staat und als Machtergreifung des Bürgertums.	Die Sendung der Schweiz als demokratische Musterrepublik und als Vorreiterin der Fundamentaldemokratisierung beziehungsweise Föderalisierung Europas im 20. Jahrhundert.
Wirtschaft, Wohlstand	Ein armes, überbevölkertes, weitgehend unfruchtbares Land ohne Rohstoffe und ohne Meeranstoß.	Ein Land, das die Ungunst seines Naturraums mit harter Arbeit, Fleiß und Erfindergeist kompensiert und sich aus eigener Kraft einen beneidenswert hohen Wohlstand erschafft.

Foto: L. Hunkler; Abb.: aus André Holensteins: »Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte« Hier und Jetzt Verlag, Baden 2014

NORD-SÜD-ACHSE

Lasst die Schule in Ruhe!

Der Lehrplan 21 ist gescheitert VON ANITA FETZ

Eigentlich hatte alles so gut angefangen. Sämtliche Kantone und fast neun von zehn Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern waren dafür: Die eidgenössische Bildungsverfassung sollte den Rahmen für eine Annäherung der kantonalen Schulen schaffen. Ein Umzug von einem Kanton in den anderen sollte in Zukunft weder für die Eltern noch für die mitziehende Jungmannschaft im Bildungsfiasco enden. Endlich sollten Schuleintrittsalter, Schulpflicht, die Dauer der einzelnen Schulstufen, deren Ziele und deren Übergänge einheitlich sein. HarmoS lautete das Schlagwort. Das Schulleben sollte einfacher werden, nicht komplizierter. *That's it!*

Das war vor acht Jahren. Heute stellen wir fest: Das Gegenteil ist eingetroffen. Die Euphorie von damals ist längst verfliegen.

Die Kantone geben einander wegen des Streits um die Frühsprachen aufs Dach, und nebenbei hat eine überambitionierte Bürokratenmaus einen Dokumentenberg geboren, der das Matterhorn vor Neid erblasen lässt. Schon allein der Entwurf des sogenannten Lehrplans 21 ist monströs: über 550 Seiten mit fast 5000 Kompetenzen.

Auch der Titel hat mit dem 21. Jahrhundert nichts zu tun. Sondern mit der Anzahl der Kantone, deren Lehrpläne gleichgeschaltet werden sollen. Es ist also nicht auszuschließen, dass er irgendwann einmal nur noch Lehrplan 5 heißen wird. Denn selbst in Kantonen, welche die Harmonisierung nahezu einstimmig befürwortet haben, wächst der Widerstand – und das nicht auf dem Niveau der Kindertränen-Plakate, die eine halbe Bundesratspartei in bisherigen kantonalen Abstimmungen aufgehängt hat. Sondern bei Lehrkräften, Eltern und kritischen Pädagogen. Und genau die sollten dieses Monsterwerk tragen und umsetzen.

Der Lehrplan baut nicht auf Wissen und Inhalten, sondern auf eine schummrige »Kompetenzorientierung«. Ein Professor hat bereits ge-

spottet, nach Lehrplan 21 genüge es, dass die Schüler einmal vom Einmaleins gehört hätten und wüssten, wo sie es finden könnten; beherrschen müssten sie es nicht mehr.

Anders gesagt: Die Schule soll neu erfunden werden. Aber nur in den Kantonen, die sich dem Lehrplan anschließen – und das sind längst nicht alle. Eine schweizweite oder auch nur sprachregionale Annäherung, wie wir sie wollten, sieht anders aus. Eine Vereinfachung auch.

Ehrlicherweise müsste man deshalb eingestehen: HarmoS in der heutigen Form ist gescheitert. Und zwar daran, dass das Fuder mit der Kompetenzausrichtung und mit viel bürokratischem Fleiß überladen wurde. Der Brei ist durch die Anzahl der Köche, die hingebungsvoll darin gerührt haben, nicht besser geworden. Daran ändern auch neomodische Torheiten wie kontextblinde Benchmarking-Gleichmacherei und andere der Wirtschaft abgeschaut Instrumente nichts.

Kommt hinzu: Die ganze Übung ist teuer. Sehr teuer. Und das Geld fließt in Beton, nicht in Bildung! In Basel etwa verschlingen die Schulhausumbauten mit mehreren Hundert Millionen Franken derart viel Geld, dass der Kanton nur knapp der Schuldenbremse entkommt, aber auf Jahre hinaus keine größeren Investitionen mehr tätigen kann.

Wer sich bei Lehrpersonen und Eltern umhört, wird das Gefühl nicht los, die Schule brauche weniger pseudopädagogische Reformen, weniger Projektitis. Dafür gut ausgebildete und engagierte Lehrpersonen, die man in Ruhe guten Unterricht durchführen lässt. Schließlich sollte die obligatorische Schule mit Bildungsinhalten eine solide Basis für das Leben setzen. Für die Einführung in die Arbeitswelt ist die Berufsbildung zuständig.

Oder etwas altmodisch gesagt: Für das Leben lernen wir. Nicht für die Bildungsbürokratie.

Nächste Woche in unserer Kolumne »Nord-Süd-Achse«: Der Tessiner Financier Tito Tettamanti



Anita Fetz ist SP-Ständerätin in Basel

»» Wie wachsen Fachkräfte nach?

Der deutsche Mittelstand bildet 86% aller Auszubildenden aus, im weltweit vorbildlichen dualen Ausbildungssystem. Und das ist nur einer von vielen Gründen, warum es sich lohnt, Verantwortung zu übernehmen. Als eine der größten Förderbanken der Welt investiert die KfW in Unternehmen und Arbeitsplätze – und ermöglicht jeder Generation, ihre Lebensbedingungen nachhaltig zu verbessern.

Veränderung fängt mit Verantwortung an. kfw.de/verantwortung

KfW

Bank aus Verantwortung